

# Grundlagen einer erziehungskritischen Erziehungswissenschaft- Ein erster Definitionsversuch

Eine erziehungskritische Erziehungswissenschaft richtet sich vor allem gegen

- gängige Allmachtsphantasien über Möglichkeiten und Reichweiten von Erziehung,
- gängige Umdefinitionen gesellschaftlicher Probleme in Erziehungsprobleme,
- gängige Umdefinitionen gesellschaftlicher Herausforderungen der Erwachsenenwelt in Aufgaben der nachwachsender Generationen
- Verweigerung von (Werte-)wandel in der Mitte der Gesellschaft bei gleichzeitiger Einforderung effektiverer Werteerziehung in deren Randbereichen

Eine erziehungskritische Erziehungswissenschaft richtet sich in der Konsequenz vor allem gegen all jene ungemein verbreiteten Grundverständnisse,

- wonach alle Erziehung die Einschränkung der Rechte zu erziehender legitimiere, ja voraussetze,
- wonach im Erziehungsprozess Erziehende ganz selbstverständlich und unverzichtbar besserwissende Subjekte und zu Erziehende umgekehrt lenkungs- und veränderungsbedürftige Objekte seien,
- wonach es primär um zielorientierte Interventionen in die Entwicklung junger Menschen gehe, – und nicht um interessierte und wertschätzende wechselseitige Interaktion *mit* jungen Menschen als subjektgeleitete "Akteure ihres Lebens"(Hengst/Zeihner 2005),
- wonach junge Menschen erst einmal Schritt für Schritt zum integrationsfähigen vollwertigen Menschen werden und reifen (sollen), statt jedem Menschen trotz aller Veränderungen je nach Lebensphase und Lebenssituation ein unveräußerliches Recht auf gleichwertiges Menschsein einzuräumen mit Ansprüchen auf gleichwertige Achtung seiner/ihrer Menschenwürde..

Eine erziehungskritische Erziehungswissenschaft strebt also einen Umgang mit jungen Menschen an, in dem Autonomie und Selbstbestimmung nicht erst als Endpunkte gelungener Erziehung betrachtet werden, sondern als genuine und unveräußerliche Menschenrechte aller Menschen, die als extreme soziale Wesen in unterschiedlichen Lebensphasen allerdings unterschiedliche Unterstützungen durch andere brauchen. Das zu erreichen, das ist allerdings ungeheuer schwer in einer Gesellschaft, in der mit Unterstützungsbedarf (mit tatsächlichem oder auch nur mit angenommenem oder mit unterstelltem – und wer entscheidet das?) in vielen Lebensbereichen automatisch das Recht assoziiert wird, dass nicht die Bedürftigen bestimmen, was wichtig ist und wie, sondern letztlich die mit Unterstützungsabsicht Intervenieierenden. wie fragwürdig das ist, drückt der Volksmund damit aus zu sagen, dass das Gegenteil von gut nicht schlecht sei, sondern

"gut-gemeint". Gegen Schlechtes darf man sich vielleicht wehren, gegen "Gut Gemeintes" wird das allerdings vom Umfeld meist bestenfalls nur sehr begrenzt akzeptiert.

Auch die favorisierten Begriffe deuten auf den gleichen Zusammenhang hin. Der von mir verwandte Begriff der Unterstützung ist sicherlich nicht der gängige, in der Fachsprache nicht und erst recht nicht in der Alltagssprache. Begriffe wie fördern, beibringen, vermitteln, belehren, erziehen, bilden, helfen und viele andere sind viel gängiger. Dabei sind das sämtlich Begriffe, in denen es letztlich um Einbahnprozesse geht und die Definitionsmacht darüber, worum es geht und was erreicht werden soll, gerade nicht bei denen liegt, um die es eigentlich geht. Lediglich der Begriff des Unterstützens sperrt sich etwas gegen derartige Vereinnahmungen. Nicht, dass er nicht ebenfalls häufig in dem beschriebenen Sinne gebraucht würde. Aber er stößt einen andererseits in der Praxis jedenfalls immer wieder darauf, ob man denn von Unterstützung auch dann reden könne, wenn der Adressat diese gar nicht will oder wenn diese nichts bewirkt. Spricht man von Unterstützung, dann geraten die Beteiligten eher als wechselseitige Subjekte in den Blick, statt selbstverständlich als Subjekte und Objekte gesehen zu werden. Der Unterstützte entscheidet letztlich, was als unterstützend wirkt und wie – und was er oder sie an Unterstützung sucht. Und das braucht auch keine Voraussetzungen, die erst erworben werden müssen. diese ungeheuer verbreitete Auffassung ist letztlich zu den wirkungsvollsten klassischen Erziehungstheorien zu rechnen. Denn sich mitteilen, das können schon Kinder in ihren ersten Lebenstagen sehr nachdrücklich und sehr differenziert. Man muss nur neugierig sein, ihre Äußerungen wahrnehmen und verstehen zu wollen. Denn die Äußerungen und Kommunikationsmuster sind von den uns vertrauten Mustern so sehr verschieden. Wir müssen die andere "Sprache" erst verstehen lernen. Ganz ähnliches gilt z.B. aber auch für den Umgang mit Dementen (oder selbst mit Menschen im Koma). Auch die haben Möglichkeiten, sich mitzuteilen. Man muss es allerdings wirklich wahrnehmen oder erspüren, was sie mitteilen, also sich wirklich auf den anderen einlassen.

Zum zentralen Problem aller Unterstützungsleistungen wird dann, wie die Adressatinnen und Adressaten von Unterstützungsangeboten trotzdem ungeschmälert als Subjekte ihrer Selbst, als Akteure ihres Lebens, wahrgenommen, ernst genommen und akzeptiert werden. Das geht jedenfalls nur, wenn letztlich jede Unterstützung "auf Augenhöhe" in einer dialogischen Kommunikation zwischen zwei oder mehr Subjekten ausgehandelt wird, die von gegenseitiger Wertschätzung und gegenseitigem Respekt vor dem jeweiligen Anderssein getragen ist. Das ist übrigens - darauf sei ausdrücklich hingewiesen – eine völlig andere Qualität als das Bemühen vieler pädagogisch beeinflusster Eltern, ihre erzieherischen Eingriffe jeweils zu erklären und zu begründen – und nicht einfach anzuordnen. Aber die Anordnung bleibt auch dann! Sie ist nur leichter nachvollziehbar – und sie wird vielleicht dann ja auch eher hingenommen oder auch eher verinnerlicht.

Wie fast immer bei neueren Ansätzen in den Gesellschaftswissenschaften, stellt auch mein Versuch zur Entwicklung einer erziehungskritischen Erziehungswissenschaft eine Reaktion auf aktuelle problematische Entwicklungen dar und greift dabei ein breites Spektrum längst vorhandener Theorien, Ansätze und Erfahrungen auf, focussiert diese auf die aktuelle Problemlage, um sie auf diese darüber in qualitativ neuer Weise zu analysieren und zu verarbeiten. Dabei geht es mir überhaupt nicht um die Entwicklung eines neuen pädagogischen Konzepts in Anknüpfung an antiautoritärer Erziehung, Antipädagogik,

emanzipatorischer Erziehung oder kritischer Erziehung der heute vielfach zu Unrecht geschmähten "Erziehung nach 68", nicht um das Zusammenführen so bedeutsamer pädagogischer Konzepte wie denen von Janusz Korczak, Paulo Freire, Ivan Illich, John Holt, Alexander Neill, Hartmut von Hentig u.v.a. oder heute noch hochaktueller Erziehungskritiken wie denen von Oskar Negt, Johannes Beck, Otmar Preuß u.v.a. – und schließlich auch nicht, Weiterführung bis heute noch um eine zusätzliche Variante der Orientierungsdifferenzierungen, wie wir sie in den letzten zwanzig Jahren u.a. mit lebensweltorientierten, subjektorientierten, ressourcenorientierten oder kompetenzorientierten Ansätzen erleben.

Mein Ziel ist ein anders: ich will nicht andere Wege präsentieren, sondern zur Suche nach anderen Wegen anregen. Damit das gelingt halte ich es für notwendig, nicht nur auf potentielle Adressatinnen und Adressaten zu sehen, sondern ebenso auf sich selbst und in sich selbst. Ich will dazu anregen, den Blick in zwei Richtungen zu schärfen:

- Sich zu interessieren für diejenigen, um deren Unterstützung es gehen soll, sie wahrnehmen, ihnen zuhören, sich mit ihnen austauschen, mit ihnen in ins Gespräch kommen zu wollen – und das Interesse nicht nur auf Probleme oder Defizite zu focussieren oder von vorgefertigten Deutungsmustern und Handlungsvorstellungen dirigieren zu lassen.
- Sich gleichermaßen zu interessieren dafür, was die eigene Wahrnehmung steuert, welche eingefleischten Deutungs- und Handlungsmuster einen selbst prägen – und darum. Nur wenn das passiert, dann kann auch der oder die andere in ihrem Anderssein, in dessen oder deren Konstruktion von Wirklichkeit, ernsthaft wahrgenommen genommen werden und im eigenen Denken und Handeln respektvolle Beachtung finden.

Nur der Blick auf sich selbst wie auf den anderen – statt der üblichen Einbahnstrasse eröffnet letztlich reelle Chancen, den anderen anders sein, andere Wege gehen, anderes für richtig halten zu können als man selbst. Zwei Zitate, die all das für mich sehr präzise und pointiert hervorheben, jedes mit unterschiedlicher Ausrichtung, begleiten mich seit Jahrzehnten fast wie ein roter Faden. Das eine Zitat ist von Karl Marx und das andere von dem kürzlich verstorbenen französischen Sozialphilosophen André Gorz:

"Wir wollen nicht die Welt dogmatisch antizipieren, sondern erst aus der Kritik der alten Welt die neue finden." (MEW Bd.1 1956, S.344)

"Weil die alte Ordnung nicht mehr fort dauern kann und keine andere Ordnung in Sicht ist, muss die Zukunft in größerem Ausmaß ersonnen werden." (Gorz 1983, S.11)

Aus beiden Zitaten möchte ich je ein in meinen Augen besonders zentrales Wort herausheben, weil es allzu leicht untergehen oder zu wenig beachtet bleiben könnte: "Finden" und "ersonnen werden". Beides meint einen produktiven Prozess, der weit vielschichtiger ist als eine Ableitung oder Schlussfolgerung. Eine neue Welt *finden* ist eine immense Herausforderung zum aktiven Handeln bei gleichzeitig immenser Unüberschaubarkeit und Unkalkulierbarkeit. Und das "ersonnen werden" weist ausdrücklich darauf hin, dass man dazu nicht nur den Kopf, sondern alle fünf Sinne braucht, einschließlich ihrer oft unterschiedlichen oder gegensätzlich interpretierten Sinneseindrücke. Handlungsfähig werden unter Bedingungen der Unüberschaubarkeit und Ungewissheit (etwas, das Lothar Böhnisch seit Mitte der 1980er Jahre mit dem Paradigma

"Lebensbewältigung" bezeichnet), ohne Reduktion bis hin zu behaupteten Monokausalitäten (sondern Vielfalt auch als Chance zu begreifen), das ist eine Herausforderung, die weithin immer noch nicht in der Gesellschaft angekommen ist. Dabei ist sie heute so wichtig wie nie – wie später noch zu zeigen sein wird. Und das gilt ähnlich dafür, handlungsfähig zu werden unter produktiver Nutzung aller Sinne und aller damit verbundenen verschiedenen Wahrnehmungs- und Verarbeitungsebenen, über die wir Menschen verfügen. Die produktive Funktion von Kreativität und Phantasie in der Lebensentfaltung und Lebensbewältigung erhält damit eine ihr sonst bislang jenseits von Kunst allzu oft verwehrt Beachtung und Anerkennung (wie sie Oskar Negt bereits Ende der 1960er Jahre intensiv in seiner Propagierung der Förderung Soziologischer Phantasie in der politischen Bildungsarbeit gefordert hat).